



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Apostel der Geniezeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sein. „Wie kommt es z. B., sagt er, daß man uns einerseits erlaubt, Kohlen für unsre Dampfer zu landen und aufzuspeichern, und andererseits uns verbietet, die Kohlenlager Madagaskars auszubeuten oder die dortige Kohle zu exportiren? Dasselbe Verbot trifft uns in Bezug auf Bauholz, welches der Hauptstapelartikel der Insel ist, und dessen Ausfuhr uns durch den Vertrag ausdrücklich untersagt ist. Zahlreichen englischen Ansiedlern in Madagaskar ist es gestattet, nach Steinkohlen und andern mineralischen Schätzen des Landes zu graben und Kohlen und Bauholz auszuführen unter dem Vorgeben, daß diese Artikel für die benachbarte Insel Mauritius bestimmt seien, die mit Madagaskar Küstenhandel treibe, welcher von den Verträgen nicht berührt werde. Diese und andere Mängel des Vertrages werden sich später unzweifelhaft leicht beseitigen lassen.“

Wir ersehen hieraus, daß Amerika nicht unwichtige Interessen in Madagaskar hat, und daß die Regierung der Vereinigten Staaten die vom Verfasser bestrittene Herrschaft der Hovas über ganz Madagaskar ebenso wie England anerkennt. Handeln wird sie deshalb gegen die Franzosen nicht, sicherlich wenigstens nicht offiziell, ob aber nicht im Stillen? Durch Begünstigung von Waffen sendungen u. dergl.? Die Amerikaner sind ja doch mit den Engländern verwandt und ebenfogut Kaufleute wie diese.



Ein Apostel der Geniezeit.



uf das Zeitalter Voltaires und der Encyclopädisten folgt in der Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts dasjenige Rousseaus. Seit dem Erscheinen des Emile und der Nouvelle Heloise wird sein Evangelium des Zurückgehens auf die Natur, seine Verherrlichung des von der Kultur noch unberührten Urzustandes, seine Bewunderung der ursprünglichen Menschenkraft die Losung, zu welcher sich die ersten Geister der Zeit bekennen. Mächtiger aber noch als in Frankreich zünden in Deutschland die Lehren des Genfer Philosophen. Hier führen sie eine neue Periode herauf, die der ungebundenen Genies, die Zeit des Sturmes und Dranges. Goethe, Herder, Hamann, Claudius, Klinger, Lenz, Lavater, der Maler Müller, Heinrich Leopold Wagner, sie alle huldigten anfänglich diesem Rousseauschen Naturkultus, der ihre ganze Persönlichkeit fast übermächtig ergriff und all ihr Thun und Treiben bestimmte.

Freilich erlagen die einen unter ihnen, wie Lenz, dem Rausch und Taumel, in den sie geraten waren, oder verloren sich, wie Lavater, in maßloser Schwärmerei; andre aber, wie Goethe und Schiller, läuterten sich daraus zu dem Höchsten, was deutsche Kultur bis jetzt geleistet hat. Und in diesem Lichte ge-

sehen stellt die Zeit der tollen Genies durchaus nicht, wie so oft behauptet worden ist, einen Rückgang gegenüber der Aufklärungsperiode dar, sondern erscheint als ein notwendiger Durchgangspunkt zu der klassischen Vollendung unsrer großen Dichter und Denker am Ende des Jahrhunderts.

Seitdem durch Hettner diese Einsicht gewonnen worden ist, hat sich auch die literarhistorische Forschung mit großem Eifer gerade der Zeit des Sturmes und Dranges zugewandt. Fast alle in die Bewegung eingreifenden Männer haben ihren Biographen gefunden. Klinger ist von Rieger in einer trefflichen größern Arbeit behandelt worden. Lenz und Klinger gemeinschaftlich hat uns Erich Schmidt vorgeführt, der auch den Einfluß Richardsons und Rousseaus auf Goethes Werther verfolgt und Heinrich Leopold Wagner, den Dichter der „Kindesmörderin,“ zum Gegenstande einer bereits in zwei Bearbeitungen erschienenen Monographie gemacht hat. Endlich hat uns Seuffert eine ausführliche Schilderung des Malers Müller gegeben, die in gleicher Weise dem Maler wie dem Dichter gerecht wird.*)

Will man aber so recht einen Einblick in das Getriebe und die Wirrsale jener Tage erhalten, sucht man nach einem möglichst vollkommenen Typus der Geniezeit, so tritt ein anderer Mann hervor, der, ohne irgend einem der genannten vergleichbar zu sein, doch durch seine Persönlichkeit und die ganze Art seines Auftretens als der eigentliche Apostel dieser Epoche erscheint und in ganz besonderm Grade bei seinem wechselvollen Leben und dem Wandel seiner Überzeugungen die Widersprüche und Gegensätze des achtzehnten Jahrhunderts in

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, um — als eine nicht unwichtige Ergänzung zu der im Texte verzeichneten Literatur über die Stürmer und Dränger — noch den soeben erschienenen zehnten Band der „Deutschen Nationalliteratur“ zu erwähnen: J. M. R. Lenz und H. L. Wagner. Herausgegeben von Dr. A. Sauer (Berlin und Stuttgart, W. Spemann.) Wir haben bisher keine direkte Veranlassung gehabt, des umfanglich angelegten Sammelwerks der Spemannschen Verlagshandlung zu gedenken, da die bisher erschienenen neun Bände desselben (1. und 6. Simplicissimus. 2. Faust. 3. Räuber und Fiesco. 4. Jobiade. 5. Lessings Gedichte und Jugenddramen. 7. Oberon. 8. Maler Müllers und Schubarts Dichtungen. 9. Simplicianische Schriften) nichts enthielten, was nicht auch bereits in andern, ähnlichen Sammlungen, wie der von J. J. Weber und den bekannten Brockhaus'schen Serien, in ähnlicher Weise mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, vorhanden gewesen wäre. Der vorliegende Band beansprucht jedoch ein besonderes Interesse. Er enthält eine Auswahl der wichtigsten Schriften von Lenz und Wagner, von ersterem die beiden Komödien „Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung“ und „Die Soldaten,“ die Satire Pandemonium Germanicum, das Romanfragment „Der Waldbruder“ und eine Anzahl Gedichte, von Wagner das Trauerspiel „Die Kindermörderin“ und die Satire „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten.“ Alle diese Schriften sind, mit Ausnahme des „Waldbruders,“ der kürzlich auch in der Hemmingerschen Sammlung von Neudrucken wieder erschienen ist, bisher nicht leicht zugänglich gewesen; ihr Wiederabdruck ist daher sehr dankenswerth. Bis wir einmal eine vollständige Gesamtausgabe der Stürmer und Dränger haben werden, die uns über kurz oder lang ja doch werden muß, müssen wir den vorliegenden Band als eine willkommene Abschlagszahlung darauf betrachten. Auf die Fortsetzung der Spemannschen „Nationalliteratur“ gedenken wir gelegentlich zurückzukommen. D. Red.

sich verkörpert. Dieser Mann ist Christof Kaufmann, dessen Lebensgang und Charakterbild wir im folgenden zu zeichnen versuchen wollen. Wir halten uns dabei an das von Heinrich Dünker entworfene Lebensbild des Mannes,*) welches vor kurzem als eine wesentlich erweiterte Neubearbeitung einer in Raumers „Historischem Taschenbuch“ vom Jahre 1859 enthaltenen Abhandlung erschienen ist.

Auch diese neueste Arbeit des gelehrten Verfassers bezeugt dessen allbekannte Sorgfalt und Gründlichkeit im Zusammentragen von biographischem Material, das er in diesem Falle wohl vollständig heranzuziehen gewußt hat. Nicht so anerkennend ist das Urteil, das wir über die Verarbeitung und geistige Durchdringung desselben fällen müssen. Nach unserm Dafürhalten hat es dem Verfasser bei seiner Arbeit an dem psychologischen Verständnis für die Entwicklung seines Helden gefehlt, und dieser Mangel macht es erklärlich, daß er sein Bild verzerrter hingestellt hat, als es in Wirklichkeit ist. Kaufmann ist ihm von vornherein ein Betrüger und gewissenloser Abenteuerer, und so verabsäumt er es ganz, zu untersuchen, wie er dazu geworden ist. Uns erscheint der Mann als ein Opfer unverständener Ideen, als einer, der sich selbst betrog und berauscht von dem Erfolge, den sein Auftreten überall hatte, mehr und mehr auf Abwege geführt wurde, die allerdings zuweilen mit denen eines Schwindlers eine verzweifelte Ähnlichkeit haben. Wir hoffen diese unsre abweichende Auffassung im folgenden begründen zu können und wollen hier nur noch darauf hinweisen, daß die Quellen, welche uns für Kaufmanns geniale Periode — und diese wird allein ein allgemeineres Interesse behalten — zu Gebote stehen, doch derartig sind, daß sie nur mit größter Vorsicht benutzt werden können. Dies gilt in erster Linie von den durch Schmohl aus Mochels Nachlaß gemachten Veröffentlichungen, welche von dessen ehemaligen Kollegen Simon und Schweighäuser, deren unten Erwähnung geschehen wird, als eine „hubenhafte Satire“ bezeichnet wurden, ein Urteil, das uns durch Schmohls wortreiche Entgegnung nicht genügend entkräftet zu sein scheint. Mancherlei andre Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit verschiedner Angaben über Kaufmann, auf welche Dünker seine Darstellung aufgebaut hat, unterdrücken wir hier, um im Verlauf der Erzählung gelegentlich mit ihnen hervorzutreten. Nichts liegt uns ferner, als eine Rettung Kaufmanns zu versuchen, aber unmöglich ist es doch, die starken Bedenken, die uns bei wiederholtem Lesen von Dünkers Buch und bei eigner Beschäftigung mit dem Gegenstande gekommen sind, hier unberücksichtigt zu lassen.

Christof Kaufmann, der Sohn nicht unbemittelter Eltern, war am 14. August 1753 zu Winterthur in der Schweiz geboren. Über die Einflüsse, welche er in seiner Jugend erfuhr, wissen wir wenig sicheres. Die Mutter war nach dem,

*) Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Von Heinrich Dünker. Leipzig, Wartigs Verlag, 1882.

was Kaufmanns Gattin im „Lebenslauf“ ihres Mannes erzählt, eine fromme Christin und scheint dem Sohne ihre Gesinnung schon in jungen Jahren nahe gelegt zu haben. Dünker teilt den betreffenden Passus aus dem „Lebenslauf“ mit und meint dann, man höre hier Kaufmann heraus, „der natürlich seine christliche Erziehung und den Einfluß derselben auf die Richtung seiner Seele hervorzuheben liebte.“ Wer aber Gelegenheit gehabt hat, „Lebensläufe,“ wie sie noch heute fast bei jedem Begräbnis in der Brüdergemeinde vorgelesen werden, mit anzuhören, der erkennt in jener Schilderung christlicher Jugendeindrücke vielmehr eine spezifisch herrnhutische Eigentümlichkeit und erinnert sich, daß er ähnliche Wendungen und Ausdrücke bei gleicher Gelegenheit in gleicher Weise vernommen, wo ein Hinweis auf derartige erste religiöse Erfassungen fast niemals zu fehlen pflegt.

Kaufmann erzählt selbst, daß er bei Sulzer mathematischen Unterricht genossen habe, eine Angabe, die durch den Umstand, daß Sulzer bei einem spätern Besuche, welchen ihm Kaufmann in Berlin abstattete, in seinem Bericht darüber nicht ausdrücklich eine frühere Bekanntschaft hervorhebt, wohl kaum umgestoßen wird. Ebenfowenig haben wir ein Recht, die weitere Angabe Kaufmanns, daß ihm Gessners Führung in der Physik ein neues Interesse an der Natur erweckt habe, zu bezweifeln. Wo diese Einwirkung auf den Knaben erfolgte, ob in Zürich oder in Winterthur, ist nicht zu entscheiden und im Grunde auch gleichgiltig. Der Beruf, dem sich der junge Mann zuwandte, war der eines Apothekers, der seiner Neigung zur Arzneikunde jedenfalls entsprach. So viel wissen wir wenigstens nach der Mitteilung seiner Gattin; Dünker freilich weiß vermöge eigener Divination noch mehr: „Das Apothekersfach, bemerkt er (S. 4), wählte er, weil er dabei aller eigentlichen Studien überhoben zu sein glaubte (!) und ihm die mechanische Thätigkeit anziehend war, die denn auch nur zu häufig in die ärztliche übergriff.“ Im Jahre 1774 finden wir Kaufmann als Apothekerburschen in Straßburg im Dienste des Doktors und Apothekers Spielmann. Sein Beruf ließ ihm genug Zeit, um daneben auch naturwissenschaftliche Studien zu treiben, aber da er nur zu seinem Vergnügen studierte und wie alle Originalgenies wenig von gründlicher Arbeit hielt, wird der Nutzen, den er daraus zog, eben nicht groß gewesen sein.

Der Grundzug, der Kaufmanns ganzes Leben beherrscht, tritt schon in Straßburg zum erstenmale hervor, er will wirken, Einfluß ausüben, bilden, reformiren, unbekümmert darum, wie es mit seiner eignen Bildung steht, nur vertrauend auf die eigne ursprüngliche Kraft. Er beginnt damit, daß er seine Dienste dem Pfarrer Oberlin zu Waldbach im Steinthal anbietet und dem Manne, der bemüht ist, dem „elchässischen Sibirien“ die Segnungen der Kultur zu bringen, seinen Rat und Beistand aufzudringen sucht. Dieser scheint ihn aber abgewiesen zu haben, und so trägt er sich mit dem Gedanken, einen „Lorenzorden von der hörnernen Dose“ zu gründen, ein Gedanke, der recht eigentlich ein Produkt der

Empfindsamkeit und als solches keineswegs Kaufmanns Eigentum war. Kaufmann fand diese Gründung eines neuen „geheimen Ordens“ schicklich, „um eine Verbindung mit vielen bedeutenden Männern herbeizuführen“; Dünker weiß, daß er ihn „bald zu beherrschen gedachte.“

Viel wichtiger aber ward eine andre, gleichfalls in der Zeit liegende Idee, die er jetzt ergriff und die nächsten Jahre hindurch fast ausschließlich verfolgte. Es war die Zeit, da Basedow, erfüllt von den in Rousseaus Emile ausgesprochenen Mahnungen, sich mit einer völligen Umgestaltung der Erziehung trug. An die Stelle schulmeisterlicher Pedanterie wünschte er Freiheit und Liebe zur Bildung zu setzen; wo früher Zwang und Herkommen herrschte, da sollte jetzt Leben und Erfahrung den Unterricht gestalten. Kaufmann berichtet, er habe diesen Gedanken ergriffen, „ermüdet von der Eingeschränktheit der Kunst, sowie überwunden mit allem menschlichen Wissen und niedergedrückt von seiner eignen und anderer Menschen Schwäche.“ Aber so glaubhaft diese Erklärung erscheint, so wenig befriedigt sie wiederum Dünker. Er meint, alles dies „sei nur Spiegel-
fechtere, mehr äußerlich sei dieser Gedanke an ihn herangetreten, als daß er aus der Tiefe seiner Seele aufgestiegen wäre“; aber er bleibt auch hier den Beweis für seine Behauptung schuldig. Zur Ausführung seines Planes schloß sich Kaufmann an drei junge Männer an, welche gewillt waren, ihr Leben der heiligen Sache zu widmen. Es waren dies Johann Friedrich Simon, Johann Schweighäuser und Johann Ehrmann, der letzte lange Jahre hindurch ohne alle Selbständigkeit der treueste und begeistertste „Amanuensis“ Kaufmanns. Bald schloß sich diesem Bunde, von Kaufmann dazu veranlaßt, auch der Predigtkandidat Mochel an. Kaufmann erklärte sich zu pekuniärer Unterstützung des Unternehmens bereit und ließ es an Versprechungen aller Art nicht fehlen, begnügte sich aber nach Mochels Angabe damit, hundert Louisdor unter die Genossen zu verteilen. Das Programm der Verbündeten ward in den „Philanthropischen Absichten redlicher Jünglinge,“ welche Fselin im Jahre 1775 herausgab, der Öffentlichkeit kund gethan. Was es enthielt, teilt Dünker leider nicht mit, wohl aber versucht er auf die Angabe Schmohls hin, der das Buch nur Simon, Schweighäuser und Ehrmann zuschreibt, Kaufmann seinen Anteil an der Autorschaft zu bestreiten gegen das ausdrückliche Zeugnis Fselins, der doch als Herausgeber am besten über das wahre Verhältnis unterrichtet sein mußte.

Zunächst hatte Kaufmann wenig Aussicht, daß das Unternehmen wirklich zur Ausführung gelangen würde. Er kehrte in seine Vaterstadt Winterthur zurück, von wo aus er sich nach Zürich, Basel und Emmendingen wandte, um sich mit Lavater, Fselin, Sarasin und Johann Georg Schlosser bekannt zu machen. Da ist es nun von höchstem Interesse zu beobachten, welchen verschiedenen Eindruck der junge Kaufmann auf diese Männer macht und welche Eindrücke er seinerseits wiederum von ihnen empfängt, wie er gleichsam zwischen ihnen hin-

und hergezerret wird und nicht weiß, wem er glauben, auf wen er hören soll. Während der verständige, ruhig und klar denkende Iselin ihm rät, alle seine intellektuellen und moralischen Fähigkeiten nach Kräften auszubilden, ihm sogar einen vollständigen Studiengang vorschreibt, die Werke, welche er durcharbeiten soll, anempfiehlt und ihn vor der Beschäftigung mit andern warnt, läßt Schlosser, selbst schwankend über das gegenseitige Wertverhältnis von Natur und Kultur, ihn erkennen, wie wenig mit einer bloßen Verstandeskultur gethan sei, welche geringer Nutzen für das wahre Glück des Menschen aus der Verwirklichung von Basedows Projekten entspringen würde, wie überhaupt alle Erziehung niemals die ursprüngliche Natur ändern könne. Kaufmann war nicht in der Lage, diesen Fragen gegenüber irgend welche selbständige Stellung einzunehmen. Seiner Seele fehlte nach seinem eignen Geständnis alle Festigkeit. In ungewöhnlichem Maße zeigte er sich dem Eindruck des Augenblicks unterworfen. Über der Lektüre von Goethes „Werther“ und „Stella“ ward ihm ganz empfindsam zu Mute; er versetzte sich so in den Zustand der dargestellten Personen, daß er selbst in die Wertherstimmung geriet und von tief innerlichen Schmerzen ergriffen zu sein glaubte. So durfte ihm Mochel mit Recht in einem durchaus sachlich gehaltenen Schreiben, in dem er dem Freunde seine Schwächen und Thorheiten, namentlich aber das Schwankende seines Charakters vorhält, den Vorwurf machen: bei Goethe sei er Goethe, bei Iselin Iselin, bei Schlosser Schlosser, bei Lavater Lavater, ja bei Basedow werde er in kurzer Zeit auch Basedow sein. Aber schon fruchteten solche Mahnungen nichts mehr, Kaufmann zog, wie er sagt, „ewig Wirken, Handeln, Thun“ allem andern vor, und so erteilte er Mochel auf seine Zurechtweisungen nur die Antwort, er vermöge ihn nicht zu verstehen. Er wirkte also, ziemlich unbekümmert darum, worauf sich sein Wirken erstreckte. So wünschte er eine Predigtsammlung unter die Landgeistlichen der Schweiz zu verteilen, welche ihm seine Freunde liefern und worin die Bestimmung des Menschen, der Wert der Freundschaft, Wahrheit und Gerechtigkeit, der Einfluß des ökonomischen Wohles auf das moralische, Erziehung, Menschenliebe, teils mit, teils ohne Beweisstellen aus der Bibel, die Themata bilden sollten. Aber auch für die jungen Leute in der Stadt sorgte er, indem er sich mit der Errichtung eines Theaters in Winterthur trug.

Dieses wilde, verworrene Wesen wurde durch Lavater noch gesteigert. Ihm war Kaufmann das Ideal eines Kraftmenschen, den der Physiognomiker schon in seiner ungewöhnlichen äußern Erscheinung zu erkennen meinte. Das Ungelehrte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigentümliche, Unnachahmliche, Göttliche, das Inspirationsmäßige erkannte er ja als Kennzeichen des Genies; Momentaneität, Offenbarung, Erscheinung, Gegebenheit, Übernatur, Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent, Selbstleben forderte er von dem Genie, und alle diese Tollheiten in unsern Augen, gewaltige Vorzüge in den seinen, fand er bei Kaufmann oder ahnte sie in ihm, sodaß seine Vergötterung des Mannes

nur noch von der eines Ehrmann übertroffen werden konnte. Viermal hat Lavater sein Ideal in den „Physiognomischen Fragmenten“ abgebildet, als Brustbild und in Silhouette; er verkündete ihn als einen Jüngling, der Mann sei, nannte ihn seinen lieben Freund, den Seher Gottes und der Wahrheit, und posante Kaufmanns Wahlspruch: „Man kann, was man will, und man will, was man kann“ in alle Welt hinaus.

Inzwischen hatten seine Freunde Simon und Schweighäuser sich am Schlusse des Jahres 1775 nach Dessau zu Basedow begeben, dem sie Kaufmanns Begeisterung und Opferfreudigkeit derartig anpriesen, daß dieser bald alles daran setzte, den feurigen Jüngling für sein Unternehmen zu gewinnen. Aber die Freunde in der Schweiz, Lavater, Iselin und Schlosser, suchten Kaufmann zurückzuhalten. Er sollte, meinte Lavater, seine Kräfte seiner Vaterstadt widmen, wo er unentbehrlich sei. Iselin fand die Einladung zu enthusiastisch; das allein Richtige traf wohl Schlosser, wenn er Kaufmann schrieb: „Geh zu Basedow und arbeite, und lerne da, was das heißt, Kinder erziehen. Eh' du's aber thust, greif in deinen Busen, und frag' dich, was du sie lehren willst; weißt du dann was mehr als andre, und das mit Gewißheit, so geh' und lehre.“ Kaufmann ließ sich gern halten, besuchte aber doch die verwandte philanthropische Anstalt von Karl Altysses von Salis zu Marschlins in Graubünden, ohne indeß dabei etwas auszurichten.

In diese Zeit fällt auch seine Verlobung mit Anna Elisabeth Ziegler, der Tochter des Obervogtes Adrian Ziegler auf Schloß Hegi bei Winterthur, einer höchst empfindsamen Seele, welche für Lavater schwärmte und „nach einem Wörtchen aus Goethes Herzen schmachtete.“

Endlich aber gab er doch dem Drängen Basedows und seiner Dessauer Freunde nach und brach im Mai 1776 nach Dessau auf, nachdem ihm das Reisegeld von dort aus zugesandt worden war. Nach einer Nachricht in Mochels „Urne“ scheint Kaufmanns Verhalten dabei nicht ganz reinlich gewesen zu sein, doch läßt sich etwas Bestimmtes kaum darüber sagen.

Diese Reise nun ist es, welche Kaufmann vor allem berühmt oder berüchtigt gemacht hat. Sein Leben bis zu diesem Wendepunkt zeigt ihn wohl als einen Wirrkopf, der in seinem überschäumenden Kraftgefühl sich schlecht in den Gang der realen Welt zu finden weiß, berechtigt aber noch keineswegs dazu, ihn als Schwindler zu brandmarken. Sehen wir nun zu, ob sich das auch von jetzt an noch behaupten läßt.

Eigentümlich ist ohne Frage das Schauspiel, das sich jetzt unserm Auge darbietet. Wie er so hinauszieht auf seinem geliebten Schimmel, begleitet von seinem treuherzigen, aber ziemlich einfältigen Schreiber Ehrmann, wird man unwillkürlich an den edeln Ritter Don Quijote und seinen Schildknappen Sancho Panza erinnert, während wiederum mancher Zug in seinem Gebahren eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Treiben eines Cagliostro nicht verleugnen kann. Ist

er nun bloß ein Phantast, wie der edle Ritter, ein Opfer Lavaterscher Schwärmererei, oder ist er ein Betrüger, der mit klarem Bewußtsein zu eignem Vorteil andre über sich zu täuschen sucht? Das ist die wichtigste Frage, welche einem Biographen des merkwürdigen Mannes gestellt ist.

Schon das Kostüm, in dem Kaufmann auftrat, hatte etwas sehr Auffallendes und sollte das Originalgenie auf den ersten Blick kenntlich machen. Mit mähenartig flatterndem Haar und langem Bart, die Brust bis an den Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen oder einem roten Rocke, einen Freiheitshut auf dem Kopfe, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, so trat er selbst an den Höfen auf. Als Repräsentant der Menschheit, der Menschen aufspüren will, führte sich der Apostel Lavaters überall ein. Den ersten längern Aufenthalt nahm er am Hofe des durch seinen Eifer für Wissenschaft und Kunst rühmlichst bekannten Markgrafen Karl Friedrich von Baden in Karlsruhe. „Wer Schlossers Freund ist, sei auch Kaufmanns!“ So hatte ihn Schlosser empfohlen, und in Schlossers wenig günstigem Sinne sprach er sich über die philanthropischen Versuche Basedows aus. Mochel „hörte“ freilich auch, Kaufmann habe den Fürsten die Regierungskunst lehren wollen und habe als Vegetarianer das Fleisessen verpönt und die Erdäpfel als Volksbeglückungsmittel angepriesen. Wer vermag zu sagen, wie weit dieses Gerücht zutreffend ist oder nicht?

Weiter treffen wir Kaufmann in Mannheim, wo er sich im Sturm die Freundschaft des Malers Müller gewann. Von diesem erhielt er allem Anschein nach den Namen „Gottes Spürhund,“ welcher zunächst gewiß nicht in dem spöttischen Sinne gemeint war, in dem ihn Goethe später in seinem bekannten Epigramm angewandt hat. Müller sah in Kaufmann das Bild größter männlicher Stärke, er bewunderte sein Herz, „so offen, so teilnehmend an allem, was edel ist.“ „Mit der Liebe und Simplität eines Apostels ein wahrer Menschenfischer,“ so ruft er, Kaufmann schildernd, in „Fausts Spaziergang“ aus. Begeisterung gab ihm auch den Gedanken ein, Kaufmann in seiner Darstellung von Fausts Leben zu verherrlichen. Er that es, indem er ihn als Gottes Spürhund auftreten ließ und ihn als Menschenfreund, der sich eines vaterlosen Buben annimmt, zeichnete. Anders freilich stellte er den Freund in späterer Zeit in seiner Dramatisirung von Fausts Leben dar, wo Kaufmann als ein abenteuerlicher Phantast erscheint, der sich mit seiner physiognomischen Kunst aller Augenblicke unsterblich blamirt.

Die nächste Station von Bedeutung auf Kaufmanns Reise war Gotha, wo er Mitte September 1776 die Bekanntschaft Klingers machte. Auch bei diesem Manne war der Eindruck Kaufmanns ein überwältigender. Klinger fand ihn „einzig“ und dankte dem Himmel, „daß noch solche große und starke Seelen existiren.“ Er las ihm sein neuestes Stück, den „Wirrwarr,“ vor und erhielt den Rat, dasselbe in „Sturm und Drang“ umzutausen, von welcher

Bezeichnung dann bekanntlich diese ganze Periode unserer Literaturgeschichte ihren Namen erhalten hat.

Schon damals hatten sich übrigens Differenzen zwischen Klinger und Goethe ergeben. Den völligen Bruch, welcher bald darauf erfolgte, führte Klinger auf „Tretschereien“ Kaufmanns zurück, die den bereits klaffenden Riß erweitert hätten. Aber auch hierbei kommen wir nicht über ein „es scheint“ in Kaufmanns Schuld hinaus und müssen bekennen, daß der wirkliche Sachverhalt nicht klar vor Augen liegt, zumal da die beiden Briefstellen, in welchen Klinger auf diese Verhältnisse zu sprechen kommt, nicht völlig übereinstimmend sind.

Am 21. September langte Kaufmann in Weimar an. Fast bei allen Größen, welche damals in dieser Stadt vereinigt lebten, fand er liebevolles Entgegenkommen und erregte allgemeines Interesse. Wiederholt weilte er bei Goethe, welcher nach seinem Tagebuche einmal „eine herrliche Nacht mit ihm verbrachte,“ und mit Herder einen glücklichen Abend hindurch im Gespräch über Kaufmanns *πανουργία*, d. h. über seinen Wahlspruch: „Man kann, was man will“ verhandelte. Weniger war Wieland für den Apostel Lavaters eingenommen. Seiner Natur widerstrebte der Verkehr mit den Enthusiasten. Gleichwohl erklärte auch er ihn für einen „edeln, starken und guten Menschen,“ der es freilich noch nötig habe, sich in der Welt herumzuwälzen. „Wenn dieser Kaufmann, schreibt er einmal an Merck, noch zehn Jahre Erfahrung mehr haben, seinen Schädel noch recht oft und tüchtig angestoßen haben und ein paarmal tüchtig auf seine Nase gefallen sein wird, mag wohl noch ein herrlicher Mann aus ihm werden.“ Freilich hielt auch Kaufmann, dem Wieland einst ein für den Druck im „Merkur“ bestimmtes, „viel Gutes“ enthaltendes Manuskript über Schwärmerei und Toleranz zurückgesandt hatte, wenig von dem eleganten Weltmanne. Er nennt ihn „den schwachen,“ während er Goethe als „den großen, herrlichen, wirksamen“ feiert und Herder als „den edeln und starken“ preist. Bei Herder, welcher am 1. Oktober in Weimar eintraf, fand er auch rasch den größten und andauerndsten Beifall und war seinerseits wieder aufs höchste von ihm entzückt. Er habe Herder verschlungen, angetrunken, meldet er seinem Lavater.

Nachdem er so recht nach Herzenslust den Umgang dieser Geistesgrößen genossen, brach er endlich nach Dessau auf, wo man ihn sehulichst erwartete. Überaus wohlwollend war der Empfang, den ihm Fürst und Fürstin hier zu Teil werden ließen. Alles setzte er in Verwunderung. „Ich staunte ihn wie ein wildes Tier an, erzählt Reil, der Biograph des Fürsten, und hielt ihn für einen Lappländer, den man habe kommen lassen, die jungen Leute das Schlittschuhlaufen zu lehren.“ Was aber wollte Kaufmann in Dessau? Das Gerücht ging, er komme, um als Lehrer an dem Philanthropin thätig zu sein. Das lag ihm gänzlich fern; er ließ öffentlich im „Merkur“ erklären, er unternehme die Reise „zu andrer Absicht.“ Er kam vielmehr als Richter; als solchen empfing ihn wenigstens Basedow, indem er ihm zu verstehen gab, er sehe ihn

als den Mann an, der zu unparteiischer Untersuchung gekommen sei. Wie aber wäre Kaufmann in seinem wilden Ungestim dazu fähig gewesen? Er wollte ja nur „wirken,“ unmittelbare Spuren seines Kommens hinterlassen, und so trat er denn bald mit einer neuen Konstitution für das Philanthropin auf, die sich freilich nur mit äußerlichen Dingen befaßte und Zwietracht unter die verbündeten Genossen brachte. So wenigstens erscheinen die Vorgänge nach Mochels Bericht, welcher hier unsre einzige Quelle ist und welcher Kaufmanns Gebahren als ein ganz hohles und nichtiges hinstellt.

Anderz urteilte allerdings Wafedow selbst, welcher in eben diesen Tagen, seiner bis dahin fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, sich von der Leitung der Anstalt zurückzog, um sie dem tüchtigen Campe zu überlassen. Im dritten Stück des „Philanthropinischen Archivs“ erkannte er ausdrücklich die wohlwollende Gesinnung Kaufmanns an, der, durch das bisherige Schicksal des Dessauischen Philanthropins zu neuen Überlegungen veranlaßt, seinen mit Freunden gefaßten Vorfaß vorschlebe, ein den menschlichen Bedürfnissen angemessenes Erziehungsinstitut zu stiften, um erst die Vervollkommnung des Dessauischen abzuwarten. Vorerst sei er durch einen „bestimmtern Beruf“ in Anspruch genommen, was wohl nur soviel sagen soll, daß Kaufmann noch fortfahren wollte, Lavaters Evangelium zu verbreiten. Der nüchterne Campe wollte dagegen von all dem genialen Treiben und Drängen nichts wissen; er hoffte alles Heil von den Berliner „Wasserphilosophen,“ wie Spalding, Wendelssohn, Nicolai, Engel von den Genies genannt wurden. So gingen die Ansichten über das, was Not that, in Dessau widerspruchsvoll durcheinander, und so wird uns begreiflich, daß je nach dem Standpunkte, den die verschiedenen Männer einnahmen, auch das Urteil über Kaufmann verschieden ausfallen mußte. Im allgemeinen aber war der Eindruck, den Kaufmann in Dessau hinterließ, kein günstiger. Keil giebt zu verstehen, sowohl bei Hofe wie in der Stadt habe sich „dieses Universalgenie,“ das er als „großsprecherisch, hinterlistig, gleißnerisch, den Weiblein gefährlich, dabei roh und unflätig“ bezeichnet, höchst lächerlich und verächtlich gemacht. Jedenfalls hat Kaufmanns Fahrt nach Dessau keinen Erfolg gehabt, und daselbe gilt auch von dem nun folgenden Teil seines Zuges, aus dem wir nur noch die wichtigsten Momente hervorheben.

Zu diesen gehört unstreitig der Eintritt Kaufmanns in den Freimaurerorden, der wohl zu Darmstadt erfolgte. Gleichzeitig tauchte in ihm der Gedanke auf, sich nach Rußland zu wenden, um dort ein großes Erziehungshaus zu gründen. Wie haltlos Kaufmann noch immer in seinen Überzeugungen war, wie ihm ernstere Verstandesoperationen noch ganz unmöglich waren, das zeigte sich am deutlichsten, als ihm in Berlin, wo er auf seiner russischen Reise Halt machte, von Sulzer auf den Zahn gefühlt wurde. Herder, dessen Ideale Kaufmann „voll Wärme und hingerissen von ungestümen Empfindungen, aber — ohne Vernunft,“ wie Sulzer ihn schildert, recht eigentlich entsprach, war auch

Kaufmanns Held. Als aber Sulzer seinen Meister Herder für einen „Marren oder für einen Erzschalk, der andre zum Besten halte,“ erklärte, ward Kaufmann stutzig und wußte auf die ihm entgegengehaltenen Schlußfolgerungen Sulzers nichts zu erwiedern. Sulzer scheint denn auch Kaufmann durchaus richtig gewürdigt zu haben. Er erkennt in ihm „eine Art philosophischen Don Quijote“ und urteilt in einem Briefe an Zimmermann über ihn: „Kaufmann ist wirklich ein lebendes Beispiel von einem Menschen, wie Herder sie haben will: voll Feuer, Drang, innerer und äußerer Kraft, die, weil es ihnen an Richtung fehlet, welche die Vernunft allein geben kann, ganz verworren durcheinander rasen, ohne auf einen bestimmten Zweck zu zielen.“ Von ihm erfahren wir auch zum ersten mal klar und deutlich, welche Absicht Kaufmann bei seinem Zuge vorschwebte. Denn er ließ in Berlin deutlich merken, daß ihn die Meinung leitete, „Goethe, Herder, Lavater, Schloffer, er selbst und noch einige seien von der Vorsehung berufen, die Menschen wieder auf die bloße Natur zurückzuführen.“ Es ist das Rousseausche Ideal, das er zu verwirklichen strebte, als dessen Apostel er in die Welt zog. Kein Wunder, daß eine derartige Phantasterei allmählich auch auf seinen Charakter zurückwirkte, und er mehr und mehr bis dicht an den Abgrund des Schwindels geführt wurde, zumal da die ihm bereitete Aufnahme und der große Erfolg seines Auftretens den „guten, wohlgesinnten Zungen“ immer dünklicher machte.

Wir halten Sulzers Urteil über Kaufmann für das treffendste, was überhaupt von den Zeitgenossen über ihn gesagt worden ist. Ebenso weit entfernt von überschwänglichem Lob als von ungerechter Schmähung giebt es den Schlüssel für die ganze seltsame Erscheinung. Hier hätte nach unsrer Meinung Dünker einsetzen sollen, um den richtigen Maßstab für die Beurteilung seines Helden zu gewinnen, von diesem Gesichtspunkte aus hätte er ihn in seiner vorhergehenden, wie seiner nachfolgenden Entwicklung beleuchten sollen. Daß ihm diese Bedeutung der Sulzerschen Auslassungen nicht klar geworden, halten wir für den Hauptmangel seines Buches.

Weniger klar als Sulzer sah der Magus im Norden, Hamann in Königsberg, den Kaufmann auf der Durchreise wiederholt aufsuchte. Es war dem schwächlichen Manne recht unheimlich in der Nähe des „Kraftkolosses,“ dessen Denken ihm alpenähnlich vorkam, und dessen Umgang ihn wie ein Spaziergang auf den Alpen ermüdete. Wichtiger ist der Bericht, den der Philosoph Christian Jakob Kraus, damals noch Hauslehrer in Königsberg, in einem Briefe vom 29. Juli 1777 über Kaufmann erstattete. Er nennt ihn geradezu darin einen „Apostel des 18. Jahrhunderts, auf dem Lavaters und Hamanns Geist ruht, einen lebenswürdigen Schwärmer, der in Maske alle Länder durchstreicht, im Stillen Kranke heilt, Menschen schüttelt“ (so drückte sich Kaufmann selbst aus), und fügt als neues Moment hinzu, daß er auch für das ursprüngliche Christentum Propaganda mache. Alles könne er seinen Freunden vergeben, nur nicht, daß

sie Autoren seien; sein Charakter sei höchste idealische Ehrlichkeit, Einfachheit und Liebe. Diesen Brief, von großer Begeisterung eingegeben, möge der Leser selbst bei Dünker (S. 104, 105) nachlesen, damit er beurteilen könne, wie gewaltig Kaufmanns Persönlichkeit auf Kraus wirkte, und zugleich erkenne, wie viel oder wenig Verdachtsmomente gegen ihn daraus zu entnehmen sind. Er wird dann auch entscheiden können, ob Dünker Recht habe, wenn er behauptet: „An allem, was Kaufmann ihm [Kraus] sagte, war kaum ein wahres Wort, fast alles aufschneiderische Großsprecherei, die jetzt ins Kraut geschossen war, wo er den abenteuerlichen Zug nach Rußland sich vorgelegt hatte.“ Für einen Unbefangenen scheint uns wenig in dem Briefe enthalten zu sein, was einen derartigen Vorwurf verdiente; die vorhandenen Abweichungen von dem wirklichen Sachverhalt lassen sich ungezwungen aus einem ungenauen Wiedererzählen und aus leichten Verwechslungen Krausens erklären.

Von Königsberg zog Kaufmann weiter nach Riga. Aber weder dort noch auf den Schwastowischen Besitzungen zu Salo-Weina vermochte er etwas auszurichten. Er trat daher den Rückweg nach Deutschland an, den er über Petersburg nahm, um von dort aus zu Schiff nach Lübeck weiter zu fahren, eine Reiseroute, die noch heute wegen ihrer Billigkeit und Bequemlichkeit beliebt ist, daher auch den Besuch von Petersburg auf die einfachste Weise erklärt und gewaltsame Konjekturen, die Dünker auch hier nicht unterläßt, unnötig macht.

Von Lübeck aus besuchte Kaufmann Claudius in Wandsbeck, der ihm schon von früher her bekannt war und nun die Bekanntschaft mit Voß vermittelte. Über diesen Besuch sind wir näher unterrichtet durch einen Brief von Ernestine Voß. Sie schildert uns Kaufmanns äußere Persönlichkeit und den Eindruck, den er hervorrief, ganz so, wie wir schon von anderer Seite darüber belehrt worden sind. Auch daß er als Vegetarianer gelebt und sich als Arzt mit Erfolg bewährt habe, steht nicht als vereinzelte Angabe da. Neu aber ist der Umstand, daß Kaufmann behauptet habe, kein Kranker, welcher Zutrauen hätte, stirbe bei seiner Behandlung, und ferner, daß er, der doch seine Jugend durch sein Aussehen sofort verriet, schon mit einem frühern Menschenalter in Berührung gestanden habe und bestimmt sei, noch lange nach dem jetzigen Geschlecht fortzuwirken. Das sind in der That Momente, die auf den ersten Blick gravierend für Kaufmann erscheinen und für den Fall, daß die Wahrheit dieses Berichtes nachgewiesen werden könnte, die Frage nach Kaufmanns Charakter zur bestimmtesten Entscheidung führen würden. Aber gerade hier ist Vorsicht mehr als bei allen andern Angaben über Kaufmann geboten. Wie Dünker selbst hervorhebt, findet sich von dieser „rätselhaften, an St. Germain und Cagliostro erinnernden Umhüllung seiner Person anderwärts keine Spur,“ sie kann sonst auch in keiner Weise belegt werden. Dazu kommt, daß Ernestine Voß hier „aus später Erinnerung“ berichtet, daß also wenigstens die Möglichkeit einer Verwechslung, hervorgehend aus einer Ideenassociation des Erlebten und gerücht-

weise von anderer Seite Vernommenen, nicht ausgeschlossen ist. Aus diesen beiden Gründen, also aus dem Widerspruch zu dem sonst über Kaufmann Bekannten und aus der Unsicherheit einer späten Erinnerung, glauben wir schließen zu dürfen, daß diese Brieffstelle nicht als Hauptquelle für die Lösung der oben gestellten Frage zu verwenden sei, und daß ein sorgfältiger Forscher hier sich mit einem Non liquet zu bescheiden habe. Dünker verwertet dieselbe als eine durchaus begründete Angabe, indem er sie als „in den Hauptzügen (!) zuverlässig“ bezeichnet.

Seines Apostelamtes ziemlich müde, suchte und fand Kaufmann hilfreichen Beistand bei dem Grafen von Haugwitz, dessen Freundschaft er sich bereits vor seiner Reise nach Rußland erworben hatte. Er erhielt von demselben eine Jahrespension, welche ihm nunmehr in der Schweiz, wohin ihn die Seinen dringend zurückriefen, für die Gründung eines Hausstandes und den Betrieb der Landwirtschaft, der er sich zu widmen gedachte, von wesentlichem Nutzen war. So kehrte er denn, begleitet von Ehrmann, welcher inzwischen in Dessau am Philanthropin geblieben war, im Oktober 1777 wieder in die Heimat zurück.

Was war der Erfolg, den er auf seinem langen Zuge errungen hatte? Die Antwort muß lauten: Nichts. Menschen aufzuspüren, sie zur Natur zurückzuführen, war er ausgezogen; als er aber heimkehrte, waren die im Flug gewonnenen Freunde fast alle an ihm irre geworden oder wurden es binnen kurzem. An die Stelle des vorigen Lobes und überfliegender Begeisterung trat bald Spott und Verachtung, der „Einzige,“ der „Edele“ ward als „Lump“ gebrandmarkt, und Satire folgte auf Satire. Dieser Umschlag ist ebenso wunderbar wie die ehemalige Begeisterung. Wenn wir vermuten, daß die harten Tadelsworte, die uns jetzt über Kaufmann entgegentönen, teilweise ihren Grund in der eignen Beschämung darüber hatten, daß man sich von einem unreifen und unklaren Wirrkopf derartig hatte einnehmen lassen, so finden wir dies durch eine Äußerung Goethes an Lavater bestätigt. Auch der Fürst von Dessau, berichtet er diesem, sei jezo verwundert, „daß man sich von dem falschen Propheten konnte die Eingeweide bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind, und bei Tage sich davon keine Rechenschaft zu geben vermögen.“ So ging es Goethe und so manchem seiner Genossen mit Kaufmanns Erscheinung wie mit ihrem eignen genialen Treiben. Als der Kaufsch vorüber war und Maß und Besonnenheit an die Stelle der genialen Ungebundenheit getreten war, kam ihnen ihr ganzes frühere Thun und Treiben als etwas Unbegreifliches vor, sodaß sie es möglichst von sich fernzuhalten suchten. Und darin liegt Kaufmanns historische Bedeutung, daß er, gewissermaßen die äußerste Konsequenz von Sturm und Drang, die Originalität um jeden Preis, verkörpernd, dieselbe gleichsam ad absurdum führte und ihre Unhaltbarkeit aller Welt offenkundig darthat.

Mit dieser Katastrophe aber, die Schritt für Schritt über ihn hereinbrach, schwindet auch das Interesse, das seine Person einflößen kann. Zwar ist auch ihm eine Art Läuterung beschieden gewesen, aber die Art und Weise, wie dies geschah, ist nicht mehr typisch, darum geschichtlich auch ohne größere Bedeutung, da der Mann ja nur als Ausdruck der Zeit, nicht als Individuum Anspruch auf Beachtung hat.

Schon im Februar des folgenden Jahres (1778) vermählte sich Kaufmann mit seiner Lisette. Lavater, der bald auch von seinem Propheten sich abwenden sollte, vollzog die Trauung. Die Neuvermählten blieben zuerst in Hegi, dem Wohnorte der Schwiegereltern. Bald aber stellte sich die Unmöglichkeit heraus, dieses Verhältnis fortzusetzen, sodaß sich Kaufmann zum Ankauf des Freigutes Clarifegg bei Kloster Feldbach und Arenenberg entschloß. Dort richtete er sich in einer Weise prächtig ein, die seinen Mitteln keineswegs entsprach, zumal da Haugwitzens „Geldflotte“ auszubleiben anfang. Schließlich sah er sich zum Verkaufe seines Besitztums und zur Übersiedlung nach Schaffhausen genötigt. Dort kam er, nachdem er bereits durch Haugwitz auf die Notwendigkeit einer religiösen Umkehr aufmerksam gemacht worden war, mit Mitgliedern der Brüdergemeine in Berührung. Der Eindruck, den das Leben und die Anschauungsweise dieser Leute auf ihn machten, war ein überaus eindringlicher, sodaß sich mehr und mehr der Gedanke, selbst dieser Gemeinschaft beizutreten, in ihm befestigte. Hatte er doch im Jahre 1776 schon von Dessau aus in Begleitung des Fürsten von Dessau, des Herzogs von Weimar und Goethens die Brüdergemeine zu Barbis besucht und schon damals eine „liebliche, achtungsvolle“ Anregung mit fortgenommen. Seit der nähern Bekanntschaft mit der Brüdergemeine aber sind alle seine Schritte von der Erreichung dieser seiner Absicht bestimmt. Seine Hoffnungen in dieser Beziehung sollten sich jedoch nur allmählich erfüllen. Seit Zinzendorfs Tode war in der Brüdergemeine eine bedeutende Ernüchterung eingetreten. Der Sturm und Drang dieser religiösen Verbindung, die sogenannte „Sichtungszeit“, war bereits vorüber, und ein Geist ruhiger Besonnenheit und solider Wirtschaft war herrschend geworden. So mußte man gerade einem Charakter, wie der Kaufmanns war, mit Mißtrauen begegnen, und nur längere Prüfung konnte dasselbe mit der Zeit zerstreuen. Auch forderten die geltenden Bestimmungen von jedem Mitglied der Gemeine die Ausübung eines bestimmten Berufes. Kaufmann, der im Juli 1781 nach Schlesien übersiedelte, um zunächst auf einem Gute von Haugwitz Unterkunft zu finden, nahm also in Breslau seine früher zum Vergnügen betriebenen ärztlichen Studien wieder auf, welche er aber, zu systematischer Arbeit unfähig, nicht zu einem erwünschten Abschluß bringen konnte. Dennoch gelang es ihm, ohne ein Examen abgelegt zu haben, durch Protektion die Erlaubnis zu erhalten, sich in dem Brüderorte Neusalz an der Oder als Gemeinewart niederzulassen. Endlich nach langem, schmerzlichem Harren wurde ihm die Aufnahme in die Gemeine gewährt

und seit dem Juli 1786 die Stellung eines Arztes der Unitätsältestenkonferenz in Berthelsdorf und bald darauf in Herrnhut überwiesen. Dort starb er am 21. März 1795.

Während aus Kaufmanns früherer Zeit so gut wie keine eignen handschriftlichen Nachrichten erhalten sind, da er seine Papiere durch Ehrmann in Schaffhausen verbrennen ließ, besitzen wir aus seiner herrnhutischen Periode solche in Hülle und Fülle. Ein Tagebuch, Briefe an seine Gattin, Auszüge aus Briefen an die verschiedensten Personen, geistliche Aufsätze über Herzenserfahrungen u. s. w. sind reichlich auf uns gekommen und seit kurzem aus Privatbesitz in den des Archivs zu Herrnhut übergegangen. Dünker, dem auch dieses Material zu Gebote stand, konnte hieraus mit vollen Händen schöpfen, und er hat sich die Gelegenheit dazu nicht entgehen lassen. Von 274 Seiten seines Buches füllt allein die Darstellung des „Herrnhutischen Arztes“ 114 Seiten — nach unsrer Meinung zu viel, und wir denken, die Lesewelt wird diesem Urteile beipflichten. Was soll es, wenn selbst die Badereisen der Frau uns vorgeführt werden, wenn eine Fülle von Ergüssen Kaufmanns und seiner Gattin über ihr geistliches Leben, die einander überaus ähnlich sind, aus dem Nachlaß ausgeschrieben werden, wenn selbst die mancherlei kleinen häuslichen Zwistigkeiten, die sich aus demselben ersehen lassen, mit aller Breite wiedererzählt werden! Weniger wäre hier mehr gewesen. Einzelne charakteristische Züge, kurze, aber originelle Auslassungen, an denen es ja in dem Tagebuche und den Briefen durchaus nicht fehlt, die aber bei Dünker in dem unnötigen Zuviel leicht übersehen werden, hätten genügt, um dem Leser ein deutlicheres Bild von dem Ausgange des Mannes zu geben, als er so erhält. Auch wäre es gut gewesen, wenn Dünker nicht auch hier wieder so viel zwischen den Zeilen gelesen und Vermutungen geäußert hätte, die doch immer nur Vermutungen bleiben werden. Wer vermag in Wahrheit darüber zu urteilen, wie weit das religiöse Leben eines andern echt oder Selbsttäuschung ist, und wer wüßte nicht, daß gerade der reuige Sünder seine eigne Verderbtheit übertreibt, sodaß aus derartigen Bekenntnissen für den Historiker in der Regel wenig greifbares zu gewinnen ist? Das gilt auch von Kaufmann, der eine Menge von Gedanken und innern Erlebnissen zu Papier brachte, die ein andrer in sich verbirgt.

Der Mensch ist nach seinen Handlungen, nicht aus seinen wechselnden Stimmungen zu beurteilen, und die letzte Aufgabe des Historikers ist nicht das Urteilen, sondern das Begreifen. Hat uns Dünker durch seine sorgfame Forschung den Weg zu solchem Verständnis Kaufmanns wesentlich erleichtert, so bleibt doch einem künftigen Biographen noch die Aufgabe, den Helden der Geniezeit auch aus den für ihn vorhandenen Lebensbedingungen auf dem Wege psychologischer Vertiefung zu erfassen und zu würdigen. Wir fühlen, daß uns dies in der vorliegenden Skizze auch nicht vollkommen gelungen ist, dürfen aber wenigstens versichern, das uns vorschwebende Ziel erstrebt zu haben.